Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 12

Artikel: Schnecken für den Kaiser
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668742

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kaspar Freuler

SCHNECKEN FÜR DEN KAISER

Der alte Fridli Zimmermann, der vor über hundert Jahren in Schwände gelebt haben soll, ob er Fridli oder Heiri geheissen, ist nicht mehr festzustellen, also dieser Fridli Zimmermann war, wie man so sagt, ein Original. Als Junggeselle hatte er sich seiner Lebtag alles Weibervolk vom Hals zu halten gewusst und war allem behutsam ausgewichen, was Rock und Mieder trug; dennoch oder gerade deshalb machten sich aber immer wieder junge Meitli an ihn, nahmen ihn auf der Gasse mitten in ihre Reihe auf, plauderten mit ihm oder sangen seine Lieblingsmelodien, bis er entweder aus Leibeskräften zu schimpfen anfing oder aber sich im «Adlergarten» mit einem Liter Most von ihrer Freundschaft loskaufte. Immerhin blieb er mit seinen über sechzig Jahren unbeweibt, hauste mutterseelenallein in dem kleinen Häuschen, das er von längst verstorbenen Eltern ererbt hatte, besorgte sein Gütchen und seine zwei Geissen und liess im übrigen den Lieben Gott einen guten Mann sein. Er war friedlichen Gemütes, und das Weibervolk allein war es, was ihn hie und da zu Ausbrüchen wilden Zornes oder zu hinterhältigen Bemerkungen aufstiften konnte. Auch wenn er ins Politisieren geriet, kam er etwa in die Grötzen, wie man sagt, und lamentierte dann nicht ungern über die einen oder die andern der Hohen Landeshäupter, die nach seiner Meinung das Vaterland zunderobsi regierten und es nicht wert wären, an der nächsten Landsgemeinde wieder gewählt zu werden.

Da hatte zum Beispiel vor wenig Wochen, im Herbst Anno 1867, im dreiteiligen Landrat der Schwanderarzt Dr. Trümpy zu gunsten der Beibehaltung der Prügelstrafe sich eingesetzt, und als Fridli davon zu hören bekam, hielt er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. «Wer von den Herren Landräten nicht mit dem Trümpy einverstanden ist, der versteht überhaupt nichts von der Welt! Zum allermindesten seinem eigenen Eheweib sollte ein Mann, wenns nötig ist, noch ungestraft eins hinter die Ohren stecken dürfen!» Ja, in seiner Begeisterung lief er sogar in Hosen und Hemd nach Schwanden hinunter, und als der Doktor ihn fragte, was ihm fehle, so meinte er und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: «Mir fehlt Gott sei Dank soweit nicht das mindeste. Aber, weil ich mir denke, Leute mit der gleichen Meinung sollten im Leben zusammenhalten, so bin ich zu Euch gekommen, um Euch auch einmal etwas zu verdienen zu geben — wenn Ihr nichts aus mir herausbringt, als das bisschen Husten, mit dem ich mich seit Jahr und Tag abplagen muss, so will ich zufrieden sein!» Der Doktor kannte den Fridli, dokterte ein wenig an ihm herum, fand weiter nichts, und als ihm der merkwürdige Patient «aus lauter Sympathie», wie er sagte, einen Gulden in die Hand drückte, schlug er ihm vor, im «Adler» einen Schluck zu trinken, was dem Schwänder auch gelegen kam und ihm Gelegenheit gab, dem Doktor seine Meinung über das Weibervolk und die Prügelstrafe mit träfen Worten kundzutun.

Am nächsten Samstagabend, es war nach Martini, hatte sich Fridli Zimmermann im «Schwert» zu Schwanden ein wenig verspätet; man war mit dem Jass nicht zu Ende gekommen und zudem hatte er hinter dem langen Tisch gesessen, wo man die andern Gäste nicht einfach ohne jeglichen Anstand zum Aufstehen nötigen darf, und wie nun endlich die Karten weggelegt worden waren und das Vreneli noch eine Kanne auf den Tisch gestellt hatte, da geriet das Gespräch auf das Glatteis der Politik und durch einen Zufall auf Napoelon den Dritten.

«Ein grossartiger Herr ist das, beim Eid, dieser Napoleon!» wusste einer zu erzählen, der vor nicht allzulanger Zeit noch als Schuhmachergeselle in der Stadt Paris gearbeitet hatte; «ein charmanter Herr, sag ich euch! Ich habe ihn oft in seiner vierspännigen Kutsche vorbeifahren sehen, ihn und die Kaiserin. Wenn er an unserm Schuhladen vorüberfuhr, hat er stets seinen mächtigen Schnauz gedreht, bis in die äussersten Spitzen hinaus, die stachen wie zwei Nadeln nach links und nach rechts — und einen Bart trägt er, so spitz wie eine gespitzte Bodenrübe! Aber, wie gesagt, dennoch ein schöner Mann! Freilich mit der Frau ist er nicht zu vergleichen, die sieht aus wie Milch und Blut, ein bildschönes Weibervolk. Aber sie weiss es auch, und andere sollen es auch wissen! Aber wir in Paris wissen, dass sie stets Händel miteinander haben. Der Krach soll nicht aufhören, heisst es!»

«Er wird wissen, warum, er wird seine Gründe haben, der Napoleon! Je schöner, desto windiger! Bei so einem Meerwunder braucht's oft nur ein Wort, so ist der Kübel schon umgeleert, die Galle schiesst ihnen ins Blut und der Teufel ist im Dach! Ich kenn' das! Ich weiss, warum ich ledig geblieben bin! Ich will meine Freiheit haben und spazieren und arbeiten wenn ich will, nicht wenn's befohlen wird. Und essen und trinken auch!»

Der Schuhmacher lachte: «Gerade wegen dem Essen geraten sie einander scheint's in die Haare! Der Kaiser isst für sein Leben gerne gebratene Schnecken, wie alle Franzosen. Aber die Eugenie, die ist keine wahrhafte Französin, die hasst die Schnecken wie die Pest, und so oft der Koch dem Napoleon Schnecken serviert, wird sie wild und haut auf den Tisch und ärgert sich grün und blau! Halb zu Tode ärgert sie sich!»

«Soll sie — soll sie! Es hätt' immer noch mehr als nötig von der Sorte auf der Welt. Der Kaiser ist doch ein anständiger Mensch, und schliesslich ist er Kaiser, und wenn er nicht einmal essen darf was er gern möchte — wie gesagt, mich würd' das ganze Regieren keinen Pfiff freuen, wenn ich nicht hie und da einen Schüblig oder ein Möcklein feisten Landkäse essen dürfte. Aber er soll's dem Reibeisen nur zeigen! Aber nu, warum hat er geheiratet! Das Weibervolk lässt die Hörnchen immer erst nach der Hochzeit zeigen — gerade wie die Schnecken, wenn man sie einfängt, so ziehen sie sie ein und tun, als ob sie keine hätten. Aber wie gesagt, wenn ich der Kaiser Napoleon wäre, ich fräss ihr zum Trotz jeden Abend Schnecken —»

Das Gespräch ging hin und her, und da es stets wieder etwas angefeuchtet wurde, riss es nicht ab. Doch wurde der Fridli nach und nach von besinnlichen Ehemännern und Ledigen ein wenig in die Enge getrieben, und schliesslich wurde um einen Taler gewettet, dass der Fridli der schönen Kaiserin einen Streich spielen und dem Napoleon ein paar Dutzend Deckelschnecken als Neujahrsgeschenk zuschicken würde.

«Und wenn sie so schön ist, wie die Eva im Paradies, so soll sie zleid Gift und Galle spritzen, wenn der Kaiser Schnecken frisst und sie zuschauen muss! Einen Taler zahl' ich, wenn ich's nicht fertig bringe!» trumpfte Fridli auf.

Man schrieb Ende November, und die Schnekken hatten sich längst eingedeckelt und in ihre Mauerlöcher verzogen. Der Fridli aber — der Winter 1867/68 war unfreundlich kalt — strich vom Tag an all den vielen Mauern und Mäuerchen nach, die die Schwänder um ihre Güter errichtet hatten, suchte in allen Löchern nach Dekkelschnecken, und wenn andere ihn etwa auslachten oder saftige Bemerkungen zu machen wussten, so verzog er sich längs den Mäuerchen, die talwärts führten und zumeist beim «Schwert» in Schwanden aufhörten. Kesselchen um Kesselchen brachte er nach Hause und schüttete sie in einer Kellerecke sorgfältig auf einen Haufen; dann zählte er sie hundert um hundert in Häufchen aus und brachte es so mit viel Fleiss und gutem Willen für sein Werk auf die stattliche Zahl von vierzehnhundert Stück. Abgezählte 1400 gedeckelte Schnekken. Das wird genügen für den Kaiser und wer alles am Tisch sitzt, dachte er; ein paar Dutzend werden die Reise nicht überstehen oder faul werden, aber mit tausend Stück wird sich Napoelon immer noch einen Schneckenfrass leisten können, von dem ganz Paris reden wird. Und die Dings, die Kaiserin — die soll die Gallensucht erwischen.

Fridli fand nach einigem Suchen ein altes Weinfässchen, das vom Vater her Jahrzehnte lang stillen Mäusen als Obdach gedient hatte; das wurde mit heissem Wasser und Fegsand ausgeschwenkt, bis es seinen merkwürdigen Geruch verloren hatte. Dann liess Fridli einen Schneck um den andern durch das Spundloch in die dunkle Tiefe fallen, schüttelte das Fässchen behutsam, damit jedes der vierzehnhundert geringelter und gedeckelter Häuslein sich seinen Platz aussuchen konnte und füllte denn auch richtig das Fässchen bis zum Rand, so dass beim sanften Schütteln kaum noch ein kollerndes Gerumpel zu hören war.

Der Schwander Pfarrer, dem Fridli nun sein Anliegen vortrug, den er bat, mit einem Brief dem Napoleon das ungewohnte Geschenk zu erklären, machte grosse Augen; den anzüglichen Hinweis, den der alte Weiberfeind darin betont haben wollte, liess er zum voraus nicht gelten. Da er aber, gleich wie sein Vater für den ersten Napoleon es getan hatte, nun auch seinerseits für den dritten eine stille Schwäche im Herzen trug, so versprach er dem Fridli, das Schreiben so abzufassen, als ob ein ehrerbietiger, biederer Schweizerbürger aus dem Land Glarus seiner Majestät ein Neujahrsgeschenk machen möchte und in aller submissesten Höflichkeit um dessen Annahme bäte. Punktum und Streusand drauf! In sechs Tagen, so rechnete er, möchte das Fässchen die Stadt Paris erreichen und somit genau zu Neujahr dem Kaiser überreicht werden.

Eine Antwort ist dem Fridli nie zugekommen. Wenn man ihn danach fragte, so murrte er, der Pfarrer werde den Brief für sich allein behalten haben, er sammle ja alles cheibs, und zudem verstände er ja eigentlich die Schrift nicht. Die Hauptsache sei, dass er dem Kaiser die Schnecken geschickt habe, respektive der Kaiserin! Dabei hüstelte und räusperte er sich anzüglich und legte das schlaue Bauerngesicht in tausend Fältchen.

In einem Geschichtsbuch ist zu lesen: «Auf den Neujahrstag 1868 schickte ein Glarnerbürger dem Kaiser Napoelon III. ein Fässchen mit 1400 Schnecken.»

In den Memorien der schönen Kaiserin Eugenie aber lesen wir, sofern wir im Buchhandel noch ein Exemplar auftreiben könnten: «Paris, le 3 janvier 1868. Gestern abend hielten wir ein herrliches Schneckenessen, denn ein Schweizerbürger hatte seiner Majestät über tausend Deckelschnecken zum Geschenk gemacht. Der Kaiser war ganz wütend darüber, denn er hasst Schnecken wie die Pest und wird grün und gelb vor Aerger. Ich hingegen weiss sie mit einem Gläschen Pommard sehr zu schätzen und kann mir nichts Besseres denken. Dem biedern unbekannten Ehrenmann sei gedankt!»

Hanns U. Christen

DER MANN MIT DEM BURNUS

Nirgendwo sonst kann man so interessannte Geschäfte machen wie in den Ländern des Orients. Nirgendwo sonst — leider — findet der einheimische Geschäftsmann aber auch so sicher heraus, wer nicht Eingeborener des Landes und daher mit allen Ränken der orientalischen Verkaufskunst zu bearbeiten ist . . .

Harmlos sitze ich bei einem Kaffee vor dem Restaurant an der Place Aristide Briand in Algier. Am Nebentisch thront eine ehrwürdige Gestalt, in einen braunen Burnus gehüllt. Ich rauche eine algerische Zigarette, lese die «Afrique Nouvelle» und kontempliere. Dabei komme ich mir schrecklich algerisch vor.

Nach einigen Minuten erhebt sich die Gestalt am Nebentisch, kommt zu mir und zeigt mir geheimnisvoll ein Schmuckstück, silberglänzend, Filigran, das wie der Angsttraum einer irren Klöpplerin aussieht, aber aus Metall und mit Türkisen besetzt ist. Der Mann im Burnus, ungefragt wie ich ihn habe, erklärt: «Es ist das Andenken an eine Geliebte. Mehr als zweihundert Jahre alt!» Ich verwerfe aufkeimende wüste Gedanken an das mögliche Aussehen der zweihundert Jahre alten Geliebten, nehme an, es sei der Schmuck, der so alt ist, und lese weiter. Der Burnus fährt fort: «Ich werde es nie verkaufen, niemals! Weil Ihr aber ein Fremder seid und ein Freund meines Landes, möchte ich Euch das Kleinod zeigen. Es kostet nur 2600 Francs!» Ich blättere interessiert in der Zeitung und sage leichthin, es sei mir wurscht, das Kleinod.

«Für Euch aber kostet es viel, viel weniger!» sagt der Mann. «Für 2550 Francs gehört es Euch!» Ich werfe einen flüchtigen Blick auf die Preziose, überschlage ihre Wasserverdrängung, spezifisches Gewicht und Welthandelspreis von Feinsilber und Türkisen und sage: «Fünfhundert!» Mehr des Spieles als des Objektes wegen.

Der Burnus macht eine Bewegung, als habe Allah ihm einen Blitz zugeschleudert. «Fünfhundert Francs!» sagt er; «fünfhundert Francs für das einzige Andenken an meine verstorbene Geliebte? Fünfhundert Francs? Ja, wenn Ihr 2500 gesagt hättet!» Ich bleibe beharrlich bei fünfhundert. Der Mann im Burnus, unter Berufung auf alle gehabten Freuden der Liebe, auf Patriotismus, den Bart des Propheten und die gegenwärtigen Notierungen der Pariser Börse, ermässigt sein Angebot schliesslich auf 1450 Francs.

So geht es eine Viertelstunde. Dann wird es mir zu dumm. Grossmütig greife ich in die Tasche, ziehe zwei Hundert-Francs-Scheine hervor und sage: «Ich will Euch des Schmuckes nicht berauben, ehrwürdiger Freund. Aber als Bewunderer Eures Landes schenke ich Euch diese unwürdigen, schmutzigen Scheine. Sie seien ein Andenken! Möge Allah ihren Wert vermehren und mit Euch sein!»

Der Mann im Burnus, tief innerlich bewegt, nimmt die Scheine und hebt also zu sprechen an: «Kein Gläubiger nimmt ein Geschenk, ohne seinerseits eines zu geben! Hier, Fremder, nehmt diesen Schmuck — er sei Euer und möge Euch stets an mich erinnern!» Damit drückt er mir den Angsttraum der Klöpplerin, aus Metall und mit Tür-